

Einleitung

Der Begriff der *Gerechtigkeit* ist ein umfassender, multiperspektivischer und multidimensionaler Grundbegriff der Ethik, der Rechts- und Sozialphilosophie, des politischen, sozialen, religiösen und juristischen Lebens, der bis heute nicht abschließend definiert ist (vgl. Höffe 2005) – genauer: der vermutlich gar nicht abschließend definierbar ist, weil es sich bei ihm um einen Kontextbegriff handelt, „der mit wechselnden Bezugsproblemen einem andauernden Bedeutungswandel unterliegt“ (Bude 2001, zit.n. Radtke 2006: 55). Für die Soziale Arbeit ist er dennoch unverzichtbar, und es wird nicht nur im Kontext der Sozialpädagogik gegenwärtig verstärkt über die Begriffe der Gleichheit bzw. Ungleichheit, über den Themenkomplex um Gleichheit und Differenz und um das Thema der Gerechtigkeit gestritten.¹

In der neueren pädagogischen Debatte um Gerechtigkeit sind zwei Zielpunkte der Gerechtigkeit besonders betont und herausgearbeitet worden: die Aspekte der *Gleichheit* und der *Anerkennung*.² Mit der Gerechtigkeit als

-
- 1 Vgl. etwa die aktuellen Studien zur Sozialen Ungleichheit von Barlösius 2004, Berger/Schmidt 2004 oder die Aufsatzsammlung zum Themenkomplex Ungleichheit und Ungerechtigkeit (Bundeszentrale für politische Bildung 2005).
 - 2 Nolte (2005) nennt darüber hinaus noch den Zielpunkt der Fairness. Dieser bezieht sich v.a. auf die Gleichheit vor dem Gesetz. Ich vernachlässige diesen Punkt an dieser Stelle, weil er in pädagogischen Zusammenhängen weniger prominent behandelt wurde als die beiden Punkte der Anerkennung und der Gleichheit. Dies liegt m.E. an der Tatsache, dass die Frage der rechtlichen Fairness vor allem in politischen Zusammenhängen diskutiert wird und die Pädagogik darauf wenig direkten Einfluss hat. Gleichwohl kann auch der Punkt der Fairness in pädagogischen Bezügen von Relevanz sein, insbesondere dann, wenn bestimmte Personengruppen, die von fundamentalen Rechten ausgeschlossen bleiben (z.B. „illegale“ Migranten), in pädagogische Zusammenhänge einbezogen werden. Dass die rechtliche Gleichheit insbesondere für benachteiligte Gruppen von ganz

Gleichheit wird zunächst die Frage nach dem Maßstab von Gleichheit angesprochen. Gleichheit kann sich beispielsweise auf die Gleichheit von Chancen oder auf die Gleichheit der materiellen Verteilung beziehen. Dabei ist mit der Gleichheit der materiellen Verteilung weniger eine tatsächliche Gleichheit gemeint, vielmehr wird hier Gleichheit als „gedanklicher Fluchtpunkt“ (ebd.) benutzt. In der berühmten Formel von John Rawls (vgl. Rawls 1994) bedeutet dieser gedankliche Fluchtpunkt, dass „jede faktische Ungleichheit auch den weniger Privilegierten mehr Vorteile bieten müsse als strikte Gleichheit. Sehr simplifiziert könnte man sagen: Eine kapitalistische Gesellschaft ist dann gerecht, wenn in ihr der Arbeiter mehr verdient als in einer kommunistischen“ (Nolte 2005: 19f.). Solange dieses Ideal nicht erreicht ist, wird mit einer Strategie der *Umverteilung* im kapitalistischen Wohlfahrtsstaat den weniger Privilegierten, den Armen, den Ausgebeuteten der unteren Klassen geholfen. Die Strategie der Umverteilung konzentriert sich somit auf die in der ökonomischen Struktur einer Gesellschaft verwurzelten sozioökonomischen Ungleichheiten.³ In Zeiten der Hochphase des umverteilenden Wohlfahrtsstaates der alten Bundesrepublik war diese Strategie durchaus erfolgreich – allerdings verliert diese Perspektive vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Krise des expansiven Wohlfahrtsstaates an politischer Kraft. Die Perspektive der Umverteilung verlor aber nicht nur wegen der – angeblich⁴ – knapper werdenden finanziellen staatlichen Mittel an Überzeugungskraft. Die Umverteilungspolitik war „implizit immer von dem Ideal einer ethnisch und kulturell homogenen Gesellschaft ausgegangen“ (Nolte 2005: 20) – eine Perspektive, die vor dem Hintergrund der heterogenen multikulturellen Gesellschaft und den Neuen Sozialen Bewegungen seit den 1970er Jahren kritisiert und brüchig wurde. Die Perspektive der Gerechtigkeit im Sinne von materieller Gleichheit, die mindestens bis in die 1980er Jahre in den sozialwissenschaftlichen Diskursen dominierte, wurde in der Folge von einer Perspektive der *Anerkennung* von Identitäten flankiert – und zunehmend sogar abgelöst. So geriet beispielsweise in großen Teilen des Feminismus oder der Cultural Studies die These von der kulturellen Konstruiertheit von geschlechtlichen bzw. ethnischen Identitäten in

fundamentaler Bedeutung ist, wird mit der Entscheidung, diesen Punkt hier vorerst nicht zu diskutieren, nicht bestritten.

- 3 Fraser nennt als Beispiele Ausbeutung, ökonomische Marginalisierung, Verarmung, vgl. Fraser 2003: 22.
- 4 Auf das Thema der Steuergerechtigkeit kann an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden. Es wird allerdings verschiedentlich darauf hingewiesen, dass eine veränderte Steuergesetzgebung den Abbau des umverteilenden Sozialstaats stoppen könnte. Der Abbau des Wohlfahrtsstaates erscheint in dieser Perspektive nicht als Sachzwang, sondern als politisch gewollt, weil neoliberalen Vorstellungen von Politik folgend. Zum Neoliberalismus vgl. Willke 2003, als Befürworter neoliberaler Strategien gilt u.a. Milton Friedman (2002), als prominenter Kritiker des Neoliberalismus gilt Chomsky 2003.

den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Vor diesem Hintergrund wurde gegenüber des bisherigen Fokusses auf die Strategie der *Umverteilung* nun eine Strategie der *Anerkennung* zur Erreichung von Gerechtigkeit propagiert. Die Strategie der Anerkennung wurde herausgearbeitet, um Phänomenen wie Geringschätzung, kulturellem Imperialismus oder Statushierarchien entgegen wirken zu können (vgl. Fraser 2004: 460). Gerechtigkeit im Sinne von Anerkennung meint somit die Forderung, die eigene soziale und kulturelle Identität verwirklichen zu können. „In einer vielfältigen und pluralistischen Gesellschaft dürfen unterschiedliche Identitäten gerade nicht dem Zwang zur Gleichförmigkeit unterworfen werden, sondern sie haben ein Recht darauf, von der Gemeinschaft Anerkennung (und Respekt) zu erfahren und damit so bleiben zu dürfen, wie sie sind.“⁵ Die Strategie der Anerkennung konzentriert sich somit auf Ungerechtigkeiten, „die als kulturelle verstanden werden und von denen angenommen wird, dass sie in gesellschaftlich dominanten Repräsentations-, Interpretations- und Kommunikationsmustern verwurzelt sind“ (Fraser 2003: 22f.). Allerdings sind inzwischen auch die Grenzen der Strategie der Gerechtigkeit als Anerkennung in das öffentliche Bewusstsein getreten. So endet die Plausibilität der Anerkennung zum einen dort, „wo grundlegende Werte des zivilen Zusammenlebens, des Rechtsstaates, der Freiheit und der Gleichberechtigung in Frage gestellt werden“ (Nolte 2005: 20). Häufig genannte Beispiele für solche Grenzen der Anerkennung beziehen sich beispielsweise auf rechtsradikale Gesinnungen und Übergriffe auf Migranten, oder auf so genannte *Ehrenmorde* und Beschneidungspraktiken, also Verbrechen gegen Frauen, die unter dem Vorwand der Religiosität begangen werden. „Zum anderen hört sie [die Anerkennung, F.L.] dort auf, wo kulturelle Verschiedenheit nicht in die offene Pluralität von Lebensstilen mündet, sondern Zonen der Benachteiligung, der Minderung von Lebenschancen, zumal von Kindern, etabliert und verfestigt [werden]“ (ebd.).

Die Soziale Arbeit ist in den Themenkomplex um Gleichheit und Gerechtigkeit und deren Bearbeitung konstitutiv eingebunden und ist dazu angehalten, einen angemessenen Begriff von Gerechtigkeit zu formulieren. Die Differenzverhältnisse, die im Kontext der Gerechtigkeitsdiskurse als Spannungs- und Konfliktlinien ausgemacht werden können, sind gleichzeitig jene, die die Soziale Arbeit seit jeher strukturieren. Wesentliche klassische Konfliktlinien, die insbesondere in der Gründungszeit der modernen Sozialen Arbeit Ende des 19. Jahrhunderts relevant waren, seien hier kurz skizziert. Als grundsätzliche Spannungslinie im Kontext der Gerechtigkeit gilt das Differenzverhältnis von

5 Nolte 2005: 19. Vgl. zur Diskussion um Anerkennung grundlegend auch Honneth 1990 und ders. 1992 sowie Taylor 1993. Zur Frage von Umverteilung und Anerkennung vgl. Fraser/Honneth 2003.

„*Arm*“ und „*Reich*“, oder anders: von Bürgertum und Proletariat, von Kapital und Arbeit im sozialökonomischen Klassensystem. In Reaktion auf und zur Befriedung dieser Differenz wurde Ende des 19. Jahrhunderts eine Sozialpolitik der Umverteilung ins Werk gesetzt, die gleichzeitig als strukturelle Voraussetzung der Implementierung moderner Sozialer Arbeit gelten kann, und mit der die Soziale Arbeit bis heute konstitutiv verwoben bleibt (vgl. Niemeyer 2005).

Ein weiteres relevantes Differenzverhältnis im Kontext der Gerechtigkeit und der Sozialen Arbeit ist die Differenz der *Generationen*. Soziapolitisch betrachtet besteht die Relevanz des Generationenverhältnisses im Sozialversicherungsprinzip mit seinem Umlageverfahren: „man sorgt für die Kinder, weil diese als Erwachsene für ihre eigenen Eltern, die dann Alten, sorgen, aber auch deshalb, weil die Kinder wiederum für ihre Kinder sorgen werden“ (Nolte 2005: 21). Für die Pädagogik im Allgemeinen und die Soziale Arbeit im Besonderen gehört die Generationendifferenz indes zu den anthropologischen Grundkonstanten: Pädagogik bzw. Erziehung kann in dieser Sichtweise definiert werden als Weitergabe des jeweiligen gesellschaftlichen Kulturguts von der älteren an die jüngere Generation. Darüber hinaus kam der modernen Sozialen Arbeit in ihrem gleichzeitigen Kontroll- und Hilfeauftrag schon immer die Aufgabe zu, jugendkulturelle Proteste gegen das Überkommene in gesellschaftlich akzeptierte Bahnen zu kanalisieren bzw. dem Klientel zu helfen, ihr Leben in Übereinstimmung mit gesellschaftlich geprägten Vorstellungen eines gelingenden Lebens zu bewältigen.⁶

Als drittes wesentliches Spannungsfeld des Diskurses um (Un-)Gleichheit und Gerechtigkeit, das zeitgleich auch für die Soziale Arbeit relevant ist, kann die *Geschlechterdifferenz* benannt werden. In der kulturellen Moderne – die mit den Erziehungsidealen der Aufklärung, Bildung und Humanität im „pädagogischen Jahrhundert“ (vgl. Scheuerl 1992: 45-117) auch als Gründungszeit der modernen allgemeinen Pädagogik gelten kann – kommt es zu einer spezifischen *Codierung* der Geschlechter. Biologisch geprägte Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit und die damit zusammenhängenden soziokulturellen Strukturen von Privatheit und Öffentlichkeit prägen überwiegend die Perspektive auf die Geschlechterdifferenz. Für die Diskurse um Gleichheit und Gerechtigkeit sowie für die Soziale Arbeit wird die Geschlechterdifferenz insbesondere im Kontext der ersten Frauenbewegung, die die bestehende Hierarchie in der Geschlechterordnung kritisiert, relevant.

Schließlich kann als eine vierte relevante Differenz im Zusammenhang von Gleichheit und Gerechtigkeit die Differenz von *Normalität und Abweichung*

6 Zum Zusammenhang von Generation und Pädagogik vgl. Böhnisch 1996: 105-120 sowie Ecarius 1998 und Schweppe 2002.

thematisiert werden. Diese Differenz kann aus der Sicht der Sozialen Arbeit gleichsam als *Urdifferenz* in dem Sinne gekennzeichnet werden, als der Sozialen Arbeit gesellschaftlich die Aufgabe zugewiesen wird, zwischen Individuum und Gesellschaft zu vermitteln, wobei in diese Vermittlungsarbeit die Ambivalenz von Hilfe und Kontrolle konstitutiv eingeschlossen ist (vgl. Otto/Seelmayer 2004: 45). Dabei haben je spezifische historische Vorstellungen von Normalität und Abweichung enormen Einfluss darauf, mit welcher Schwerpunktsetzung die Soziale Arbeit die Ambivalenz von Hilfe und Kontrolle ausbuchstabiert.

Neben die eben in aller Kürze dargestellten wesentlichen Konfliktlinien, die zum Ende des 19. Jahrhunderts virulent waren, und dies – unter anderen ökonomischen, gesellschaftlich-sozialen und kulturellen Voraussetzungen – bis heute geblieben sind, sind zu Beginn des 21. Jahrhunderts weitere Differenzverhältnisse getreten. An ihnen entzündeten sich auch heute die Diskussionen um Gleichheit/Ungleichheit und Gerechtigkeit, und insofern ist auch die Soziale Arbeit mit ihnen befasst. So spielt insbesondere die Unterscheidung von *zugewandeter und einheimischer Bevölkerung* eine wesentliche Rolle im öffentlichen Diskurs.⁷ Zusätzlich zur Spannungslinie der ethnischen Herkunft ist in dieses Konfliktfeld verstärkt die Spannungslinie verschiedener *Religionen* eingewoben. Deutlich wurde dies zu Beginn des Jahres 2006 im Zusammenhang mit den von zahlreichen Muslimen als diskriminierend empfundenen Mohammed-Karikaturen. Auch für die Soziale Arbeit in der Bundesrepublik bedeuten die Differenzverhältnisse der ethnischen Herkunft bzw. der Religionen eine Herausforderung: So wird sich Soziale Arbeit in Zukunft nicht zuletzt daran messen lassen müssen, ob es ihr gelingt, systematisch die Bedingungen einer Einwanderungsgesellschaft in ihre disziplinären Überlegungen einzubeziehen.⁸

So ist die Ausgangssituation der vorliegenden Arbeit in Bezug auf die Frage von Gleichheit und Gerechtigkeit paradox: sowohl das sozialstaatliche Instrument der *Umverteilung* als auch der Begriff der *Anerkennung* reichen allein genommen nicht aus, um den Diskurs um Gleichheit und Gerechtigkeit im Spannungsfeld von verschiedenen Differenzverhältnissen wie Klassen, Generationen, Geschlecht, Ethnien oder Religionen hinreichend zu strukturieren und Vorstellungen von Gerechtigkeit abzuleiten, die im Rahmen sozialer Ar-

7 Aktuelles Beispiel: die Randalen in den Vorstädten Frankreichs Ende 2005, in denen arbeitslose Jugendliche, überwiegend Kinder von Zuwanderern, ihrer Hoffnungslosigkeit randalierend Ausdruck verliehen.

8 Vgl. Schröder/Sting 2004. Die Liste der für die Diskurse um Gleichheit, Gerechtigkeit und Soziale Arbeit relevanten Differenzverhältnisse ließe sich weiter fortsetzen. Es wird allerdings an dieser Stelle darauf verzichtet. In den einzelnen Kapiteln kann diese Frage wieder aufgenommen werden.

beit verfolgt werden können. Vor diesem Hintergrund haben zuletzt Böhnisch/Schröer/Thiersch in Anlehnung an den 2. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung (vgl. Deutsche Bundesregierung 2005) den Begriff der „Zugangsgerechtigkeit“ (vgl. Böhnisch/Schröer/Thiersch 2005: 247-258) als angemessenes Verständnis von Sozialer Gerechtigkeit für die Soziale Arbeit vorgeschlagen. Die Aufgabe der Sozialen Arbeit kann demnach definiert werden als „Arbeit an der Schaffung gerechter Zugänge zu Ressourcen der Lebensgestaltung wie zur Erreichung gesellschaftlich anerkannter Ziele und Integrationswege“ (Böhnisch/Thiersch/Schröer 2005: 251). Im sozialpädagogischen Zielpunkt der Schaffung von Zugangsgerechtigkeit müssen also zum Einen die *sozialstrukturelle* Seite, also die Fragen nach der sozialökonomischen Verteilung gesellschaftlicher Güter, sowie die Lebenslagen der Personen reflektiert werden. Zum anderen darf die *interaktionstheoretische* Seite der Gleichheit und Gerechtigkeit, die *Anerkennung* im Sinne des Respekts vor der Eigenheit des Anderen, gerade in pädagogischen Kontexten, nicht vernachlässigt werden. Nancy Fraser hat zuerst auf die Notwendigkeit einer solchen „zweidimensionalen Konzeption von Gerechtigkeit“ (Fraser 2003 und 2004) im Kontext feministischer Politik hingewiesen. Dabei kann diese zweidimensionale Konzeption von Gerechtigkeit auch auf die Soziale Arbeit übertragen werden. Fraser selbst weist darauf hin, dass das zweidimensionale Konzept nicht auf die Differenz der Geschlechter, auf die Fraser sich vorrangig bezieht, begrenzt ist. Vielmehr vermutet sie, dass „möglicherweise alle Achsen der Ungerechtigkeit in der wirklichen Welt zweidimensional sind“ (Fraser 2004: 459). Während also ein großer Teil feministischer und kultureller Studien seit den 1990er Jahren verstärkt auf den Aspekt der Anerkennung als probaten Weg zur Gleichberechtigung setzt, und Fraser einen zweidimensionalen Konzept von Gerechtigkeit vorschlägt, hatte die Soziale Arbeit in ihrer Geschichte verstärkt die Umverteilungsperspektive und die Gleichheit im Blick. Gemäß ihrer stärkeren Verbundenheit mit den Implikationen der *sozialen Frage*⁹ und dem gesellschaftlichen Normalisierungsauftrag bezog sie vor allem materielle Ungleichheiten, die Umverteilungsperspektive sowie die Differenz von Normalität und Abweichung in ihre Analysen ein. Ein spezifischer Blick auf das Individuum, seine triebhaften Strukturen – Christian Niemeyer nennt dies in Abgrenzung zur *sozialen Frage* die „sexuelle Frage“¹⁰ – und auch der hinterfragende Blick auf

9 Zur Entstehung der sozialen Frage und der Sozialen Arbeit in der Moderne vgl. Blankertz 1992, Hering/Münchmeier 2003. Diese enge Verbindung von Sozialpädagogik und sozialer Frage lässt sich bis heute nachweisen, vgl. dazu Niemeyer 2005: 2.

10 Niemeyer macht in einem lesenswerten polemischen Essay auf die sozialpädagogische Fokussierung der sozialen Frage und die damit einhergehende Verdeckung der sexuellen Frage aufmerksam. Er macht auf die Zusammenhänge von

den oder die pädagogisch Handelnde(n) selbst wird in dieser sozialstrukturell geprägten Sichtweise vernachlässigt. Die Perspektive der individuellen Verschiedenheit und deren Anerkennung gerät in der klassisch sozialpädagogischen Lesart sehr schnell in den Verdacht, soziale Ungleichheiten zu pädagogisieren, zu individualisieren und damit die sozialstrukturelle Rückgebundenheit der Ungleichheit zu vernachlässigen.

Vor dem eben geschilderten Hintergrund geht es in der vorliegenden Arbeit zunächst um eine historische Vergewisserung des Themas *Umgang mit Differenz und (Un-)Gleichheit in der Geschichte der Sozialen Arbeit*. Das Thema der Differenz ist, obwohl die Soziale Arbeit seit ihrer Entstehung unauflöslich mit ihm verbunden ist, historisch bisher nur unzureichend aufgearbeitet worden.¹¹ Wenn die Differenz im Fokus der Pädagogik stand, dann vorwiegend unter allgemein erziehungswissenschaftlicher Perspektive (vgl. Lutz/Wenning 2001 und Wenning 2004), im Kontext der Schule (vgl. Preuss-Lausitz 1993, Prengel 1995, Wenning 1999) oder im Zusammenhang mit unterschiedlichen Neuen Sozialen Bewegungen (vgl. Prengel 1995). Eine Ausnahme bildet der von Kleve/Koch/Müller herausgegebene Sammelband zum Thema „Differenz und Soziale Arbeit“ (vgl. Kleve/Koch/Müller 2003). Hier finden sich interessante Anregungen für den Themenkomplex, die allerdings wegen der Konzeption als Sammelband nur angerissen werden können. Die im letzten Teil der Arbeit als differenzsensibel vorgestellten Konzepte haben in den vergangenen Jahren zum Teil eine erhöhte Aufmerksamkeit in der Sozialen Arbeit erfahren. So wurden etwa die Geschlechterforschung und zunehmend auch der Bereich der interkulturellen Arbeit relativ breit rezipiert. Andere differenzorientierte Konzepte, etwa die Cultural Studies oder die Postcolonial Studies wurden hingegen nur ausnahmsweise wahrgenommen.¹²

Um den Umgang mit (Un-)Gleichheit und Differenz in Geschichte und Gegenwart der Sozialen Arbeit systematisch zu erhellen, wird – disziplinär offen und mit diskursorientiertem Blick – anhand von vier historisch bedeutsamen Zeiträumen untersucht, wie das Spannungsfeld von Gleichheit und Differenz in der Sozialen Arbeit jeweils bearbeitet wurde. Dabei bietet sich als erster zu untersuchender Zeitraum die Periode um die Jahrhundertwende vom 19.

Psychoanalyse und Sozialer Arbeit um 1900 sowie auf die Vernachlässigung dieser Diskurse in der folgenden Sozialpädagogik des 20. Jahrhunderts aufmerksam und plädiert dafür, die Psychoanalyse in ihrer handlungsmethodologischen Relevanz für die Soziale Arbeit wieder zu entdecken. Vgl. Niemeyer 2005.

11 Darauf weist auch Maurer (2001) hin, die von der (De-)Thematisierung von Differenz im Kontext der Sozialpädagogik spricht.

12 Zumindest für die Cultural Studies scheint sich hier eine Veränderung abzuzeichnen. So ist für das Frühjahr 2006 eine Aufsatzsammlung über Cultural Studies und Pädagogik angekündigt (vgl. Mecheril/Witsch 2006). Ganz aktuell plädiert auch Brumlik dafür, Pädagogik als kritische Kulturwissenschaft zu formulieren (vgl. Brumlik 2006).

zum 20. Jahrhundert an. Dieser Abschnitt gilt als Entstehungszeit der modernen Sozialen Arbeit, und die oben angesprochenen Spannungslinien von Gleichheit und Gerechtigkeit – die Differenz der sozialen Klassen, die Generationendifferenz, die Geschlechterdifferenz und die Differenz von Abweichung und Normalität – können hier paradigmatisch nachvollzogen werden: die Klassendifferenz im Kontext der Arbeiterbewegung, die Generationendifferenz im Kontext der Jugendbewegung, die Geschlechterdifferenz im Kontext der ersten Frauenbewegung und die Differenz von Abweichung und Normalität anhand der ausgewählten Beispiele von den damals so bezeichneten „verwahrlosten“ Jugendlichen, psychisch erkrankter und behinderter Menschen sowie anhand der Frage nach dem Umgang mit Sexualität. Nach einem Blick auf den spezifischen Umgang mit (Un-)Gleichheit und Differenz in der Zeit des Nationalsozialismus wird als dritter Zeitraum die Periode nach 1968 untersucht. In den Jahren nach 1968 veränderte sich die Soziale Arbeit – nicht zuletzt in verspäteter Reaktion auf den Nationalsozialismus – nachhaltig, stabilisierte sich als sozialer Dienstleistungsbereich und differenzierte sich disziplinar enorm aus. Darüber hinaus wurden in diesem Zeitraum neue Spannungslinien im Kontext der Gleichheit und Gerechtigkeit relevant: Ergänzend zu den oben bereits genannten Differenzverhältnissen wurde begonnen, das Geschlechterverhältnis auch aus der Sicht der Männer zu analysieren, im Kontext des sich allmählich entwickelnden Handlungs- und Forschungsfeldes der Sexualpädagogik und vor dem Hintergrund der Schwulen- und Lesbenbewegung wurden neue Spannungslinien im Bereich der sexuellen Lebensweisen relevant. Auf die Differenz der zugewanderten und der einheimischen Bevölkerung wurde oben bereits kurz eingegangen. Diese Spannungslinie wurde in den 1970er Jahren zunächst im pädagogischen Handlungsfeld der Schule virulent, bevor es zu einem Gegenstand der zunächst noch so genannten *Ausländerpädagogik* wurde. Stellvertretend für die derzeitige Soziale Arbeit wird danach das seit den 1980er Jahren führende Konzept der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit in Bezug auf seinen Umgang mit Gerechtigkeit, Gleichheit und Differenz untersucht.

Um die zum Teil sehr unterschiedlichen Dimensionen der Differenz in den untersuchten Zeitabschnitten zu bündeln, wird in Anschluss an die einzelnen Kapitel jeweils eine Zusammenfassung erfolgen. Diese bezieht sich zum ersten auf den jeweils dominierenden philosophischen Hintergrund der Differenzbearbeitung. Die dazu herangezogenen philosophischen Konzeptionen repräsentieren dabei grundlegende historisch-spezifische Orientierungen in der Differenzbearbeitung und können somit als heuristisches Instrument zur Verdeutlichung der spezifischen Differenzbearbeitung herangezogen werden. Zweitens wird, analog zu den oben geforderten Dimensionen der Gerechtigkeit, der zeitgenössische sozialpädagogische Blick auf das Individuum (stellvertretend für die interaktionelle Dimension der sozialen Arbeit) und drittens der sozialpäd-

agogische Blick auf die Gesellschaft (stellvertretend für die sozialstrukturelle Dimension der Sozialen Arbeit) herausgearbeitet. Schließlich wird der für die Soziale Arbeit als konstitutiv zu bezeichnende Umgang mit Normalität und Abweichung beleuchtet. Denn in diesem Punkt kristallisiert sich das Selbstverständnis der Sozialen Arbeit insofern ganz besonders deutlich heraus, als auf Basis der normativen Grundlage jeweils entschieden wird, ob Soziale Arbeit mit einem Schwerpunkt auf dem Kontrollaspekt oder mit einem Schwerpunkt auf dem Hilfeaspekt ausbuchstabiert wird, bzw. ausbuchstabiert werden kann. Schließlich wird die Frage diskutiert, wie Soziale Arbeit zu Beginn des 21. Jahrhunderts strukturiert sein müsste, um das Ziel der Schaffung von Zugangsgerechtigkeit angemessen verfolgen zu können. Zu diesem Zweck wäre es hilfreich, so meine These, wenn die Soziale Arbeit vermehrt Erkenntnisse aus verschiedenen sozialwissenschaftlichen Forschungsbereichen, die hier zunächst zusammenfassend als *differenzsensible Konzepte* bezeichnet werden, rezipieren und in ihre jeweiligen Theorie- und Handlungskonzepte integrieren würde. Zu diesen differenzsensiblen Forschungsbereichen können verschiedene Ansätze zählen, die z.T. recht unterschiedlicher theoretischer Provenienz sind, die aber vor dem Hintergrund ihres gemeinsamen Themas der Differenzorientierung hier zusammen behandelt werden können: Es sind dies die auf die Philosophie des Poststrukturalismus zurückgehenden dekonstruktiven Ansätze (vgl. Fritzsche et al. 2001) vor allem in der feministischen Erziehungswissenschaft (vgl. Lemmermöhle et al. 2000), die aus den *gay* und *lesbian studies* weiterentwickelte *Queer Theory* (vgl. zur Einführung Jagose 2001, Kraß 2003), die als Subdisziplin der Erziehungswissenschaft zu verortende *Pädagogik der Vielfalt* (vgl. Prengel 1995), Erkenntnisse aus *Cultural* und *Postcolonial Studies* (vgl. Nünning/Nünning 2003) und die eher funktionalisierte Variante des *Managing Diversity* (vgl. Gardenswartz/Rowe 1998, Koall 2001, Koall et al. 2002), die v.a. in der modernen Managementliteratur und in der Unternehmenspraxis verhandelt wird. Vor dem Hintergrund der bisher vorwiegend eingenommenen Umverteilungsperspektive in der Sozialen Arbeit könnte eine solche Rezeption differenzsensibler Konzepte die Soziale Arbeit dahingehend qualifizieren, den Aspekt der kulturellen Auseinandersetzung, und damit die intersubjektive Anerkennung, zu stärken, der für eine umfassende Konzeption von Gerechtigkeit zu Beginn des 21. Jahrhunderts unverzichtbar ist. Gleichzeitig sollte die Soziale Arbeit jedoch nicht die sozialen Kämpfe, die sie bisher vorrangig im Blick hatte, den kulturellen Kämpfen unterordnen, wie Fraser es für den Bereich des Feminismus beklagt. Soziale Arbeit sollte sich vor dem Hintergrund der gegenwärtig zunehmenden sozialen Ungleichheit, fortschreitender Desintegrationstendenzen und der drohenden Folge der Degradierung der Sozialpädagogik zu einer bloßen „Exklusionsverwalterin“ (Scherr 1999: 51 ff.) im „schlanken“ Sozialstaat auf die Wurzeln ihrer Erfolgsgeschichte im 20. Jahrhundert besinnen: auf die Funktion, „Normalisierungsarbeit“ zu leis-

ten, soziale Stabilität und Sicherheit sekundär dort zu gewährleisten, wo sie nicht von alleine zustande kommt [...]“ (Rauschenbach 1999: 31). Dies kann sie – so die These – besser und effektiver ermöglichen, wenn sie den demokratischen Differenzbegriff einer Pädagogik der Vielfalt mit den gleichzeitig zu beachtenden Dimensionen Gleichheit *und* Verschiedenheit (vgl. Prengel 1995), die Impulse einer *dekonstruktiven Pädagogik*, der *Queer Theory*, der *Cultural* und *Postcolonial Studies* und des *Diversity Managements* in ihre Theorie und Praxis integriert. Zu einer umfassenden Konzeption von Gerechtigkeit gehören beide Perspektiven, die Perspektive der Anerkennung *und* die Perspektive der Umverteilung. Beide Perspektiven müssen in einer Sozialen Arbeit, die sich dem Ziel der Zugangsgerechtigkeit verschrieben hat, zusammengebracht werden und dürfen nicht in der irreführenden Dichotomie eines „Entweder–Oder“ auseinander dividiert werden.